

Profil



Eberhard Weis Historiker und Montgelas-Experte

Nachdem die in München ansässige Montgelas-Gesellschaft den Beschluss gefasst hatte, einen Montgelas-Preis zu verleihen, da kam als erster Preisträger eigentlich nur der Historiker Eberhard Weis (Foto: Treybal) in Frage. Als er die Auszeichnung vor wenigen Tagen in Empfang nahm, wurde bei den Festreden und Würdigungen einmal mehr deutlich: Wer sich heutzutage mit dem großen bayerischen Staatsmann Maximilian von Montgelas (1759-1838) befasst, der kommt an dem Namen Weis nicht vorbei.

Die im Jahr 2005 vollendete zweibändige Montgelas-Biographie des Münchner Historikers zählt zu den herausragenden Geschichtswerken der vergangenen Jahrzehnte. Sie erweist sich nicht nur wegen ihrer wissenschaftlichen Qualität als Meisterwerk, sondern auch wegen ihrer Anschaulichkeit. Eberhard Weis hat fast 40 Jahre an seinem Opus magnum gearbeitet. Freilich mit Unterbrechungen, denn er war als Hochschullehrer in Berlin, Münster und München mit diversen Pflichten ausgelastet. Nebenbei bekleidete Weis noch viele Ämter, unter anderem war er Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Historischen Instituts in Paris.

Der 1925 in Schmalkalden geborene Weis ist geprägt von einem fast altertümlichen wissenschaftlichen Ethos, das sich mehr auf die eigene Arbeitskraft stützt als auf die Zuarbeit durch andere. Wegen seines angenehmen, zurückhaltenden Wesens hatte Weis unter seinen Kollegen praktisch nie Feinde, was in der Konkurrenzgesellschaft der Wissenschaft keine Selbstverständlichkeit ist.

Als 2005 der zweite Band der Montgelas-Biographie präsentiert wurde, geriet diese Feier zu einem Hochfest der Historiker. Aus allen Teilen Deutschlands waren Weis-Schüler angereist, um „dem besten Doktorvater, den man sich vorstellen kann“ die Ehre zu erweisen. Nicht zuletzt schätzt man ihn als exzellenten Kenner der französischen Geschichte. Seine Liebe zu Frankreich entspringt allerdings keinem Zufall. Fasziniert von der französischen Lebensart, war Weis einer der ersten deutschen Studenten, die es nach dem Krieg wagten, im Land des ehemaligen „Erbfeindes“ zu studieren.

Ohne Weis hätte der Staatsmann Montgelas nicht den Stellenwert, der ihm heute zugemessen wird. Seine immense Bedeutung für das moderne Bayern wäre wohl nicht im vollen Umfang erkannt worden, wenn sich Weis nicht schon als junger Archivar durch dessen Nachlass gewühlt hätte. Weis' Leistung ragt schon deshalb heraus, weil Montgelas eine richtige Sauklause hatte. Die Historiker kapitulierten reihenweise vor der Unleserlichkeit seines Nachlasses. Mit unendlicher Geduld entzifferte Weis Schriftvermerke, Dokumente und Briefe des Ministers. Am Ende stand nicht nur die trockene Bilanz, sondern eine Abwägung, die von großer Altersweisheit geprägt ist. Weis zeigt Montgelas in seiner ganzen Größe, aber auch nachsichtig mit all seinen Schwächen. Der Laudator Walter Demel resümierte: „Ich glaube, die Montgelas-Gesellschaft konnte als ihren ersten Preisträger keinen Würdigeren finden als Eberhard Weis.“ *Hans Kratzer*

Leute des Tages

Florian David Fitz, 35, Hauptdarsteller und Drehbuchautor von „Vincent will Meer“, musste wegen einer verlorenen Wette in den Eisbach im Englischen Garten hüpfen – zusammen mit Schauspielkollege Johannes Allmayer. Das tat er freilich gern, denn die Wette hatte er mit dem Constantin-Filmverleih abgeschlossen und darauf gesetzt, dass „Vincent will Meer“ nicht mehr als 500 000 Besucher erreichen würde. Bislang sind es jedoch schon mehr als 650 000. *cro*

Herbert „Harry“ Blöchl, 70, seit 44 Jahren SPD-Gemeinderat in Kirchseeon, hat am Dienstag die höchste Auszeichnung der Bayern-SPD erhalten: die Georg-von-Vollmar-Medaille. Dank seines jahrzehntelangen politischen Engagements sei Blöchl inzwischen eine „personalisierte Institution“, heißt es in der Laudatio des stellvertretenden Landesvorsitzenden Thomas Beyer. Der Geehrte sei ein „echter Elder Statesman“. *lgh*

Von Philipp Crone

Dieser Club passt gar nicht zu seinem Betreiber. Das „Harry Klein“, weltweit bekannt für seine Elektromusik, wird von David Süß geführt. „Ich bin aber eigentlich das genaue Gegenteil eines Harry Klein“, sagt der gelernte Krankenpfleger mit den kurzen schwarzen Haaren, während neben und über ihm die Schweißbrenner zirpen und die Bohrmaschinen schreien.

In der Krimiserie Derrick ist Harry Klein der Assistent des Oberinspektors, der, der den Wagen holt, um ihn herum arbeiten alle für den 44-Jährigen. Er hätte Politologe, Ägyptologe oder BWLer werden können. Aber er wollte zur Musik. Auch das kann er. Süß hat die Fähigkeit, Teams zu führen, so dass sie es nicht merken, aber er zerschlägt auch mal vor Wut einen Stuhl, wenn es nicht läuft. Der zweifache Vater aus Fürstentfeldbruck sieht allerdings so aus, als ob er dazu gar nicht fähig wäre. Umso erstaunlicher, dass er es

Er hat die Fähigkeit,
Teams so zu führen, dass
sie es nicht merken.

bis hierher geschafft hat. Das „Harry Klein“ wird in einer Rangliste auf Platz 23 der weltbesten Elektroclubs geführt, und zieht nun in die Sonnenstraße 8, „obwohl das Projekt ein einziges Hindernis ist“, wegen der Anwohner.

David Süß hat das „Harry Klein“ 2003 im damaligen Kunstpark Ost eröffnet, an diesem Donnerstag nun wird die Diskothek in einem für eine halbe Million Euro gebauten und nur auf Federn stehenden Kubus im Stadtkern wieder eröffnet. Noch nichts ist fertig in den Räumen am Montagmittag, in drei Tagen kommen die ersten Gäste, Süß hat bis vier Uhr den Ausgang aus den alten Räumen gefeiert und muss jetzt im Minutentakt Fragen beantworten wie zum Beispiel: Soll das Schild des Sponsors matt sein oder glänzen? Als Süß vor 20 Jahren als DJ anfing, war die einzige Frage: Was ist das für eine wunderbare neue Musik?

Das war 1991. „Da habe ich zum ersten Mal auf Partys aufgelegt.“ Und dann waren da plötzlich diese kahrsierten Iren, die zu einer Musik tanzten, die Süß noch nie gehört hatte. „München hat das Raven damals von den Iren gelernt“, sagt er. Und er auch. „Die Musik war neu, sie war anders, und sie hatte für junge Leute noch einen großen Vorteil: Die Alten haben sie nicht verstanden.“ Diese Musik hieß damals Techno. 1992 veranstaltete Süß die erste eigene Party, 1993 in Riem



Erster Assistent im Team: David Süß knapp 70 Stunden vor der Eröffnung in seinem neuen Reich. Rechts in Rot die Garderobe, links in Grün die Schallschleuse, durch die bis Donnerstag noch Handwerker und dann die Gäste des neuen „Harry Klein“-Clubs in der Sonnenstraße 8 gehen. Foto: Alessandra Schellnegger

schon für 1500 Leute. „Das war zu groß, ich bin kein Hallentyp.“ Er ist ein Club-Typ. Also baute er in Riem eine alte Küche um, die wurde zum „Ultraschall“. Da war er Mitte 20, „eine Zeit, da man über den Sinn des Lebens nachdenkt“. Er hatte bis dahin studiert, Politologie, Ägyptologie, „wo man erst mal keine Scheine machen muss“, die Frage nach dem Lebenssinn beantwortete er mit einer Ausbildung zum Krankenpfleger. „Ich kann mich in Dinge reinarbeiten“, sagt er. Das tat er kurz im Krankenhaus, dann zog das „Ultraschall“ in den Kunstpark, bis 2003. Techno nannte sich nun Elektro, und mit seinem Bruder Peter eröffnete Süß das „Harry Klein“. Klein wie ein Club, Harry wie eine Münchner Figur, „charmant ohne Schickimicki“, aber mit Problemen.

„Am zweiten Tag kamen genau zwei Gäste. Also setzten wir uns zusammen und überlegten, was wir besser machen

müssen.“ Lernen, verbessern, reinarbeiten. Das sind die Vokabeln von David Süß. Er ist ein Chef, der so wirken möchte, als wäre er gar keiner. „Ich will am liebsten in einem Team mitarbeiten, wo die Leute machen, was ich sage.“ Nur wenn es ernst wird, gibt er den Oberin-

Lernen, verbessern,
reinarbeiten: Das sind die
Vokabeln des Club-Chefs.

spektor. Als der Versicherungsvertreter ins Büro kommt, werden Süß' Augen schmal, in einer Minute sind sämtliche Fragen geklärt. Er weiß über alles Bescheid, er arbeitet sich seit 20 Jahren rein. In Statik oder Akustik, nur die Auswahl der Musik, die überlässt er einem Kollegen. Er hat auch gelernt, Verantwortung abzugeben.

Süß hat einen Club bauen lassen, der innen 103 Dezibel laute Technobeats erklingen lässt, die aber kein Anwohner hört. Auf elf Federn steht der zehn mal zehn Meter große und 350 Tonnen schwere Raum, an allen Seiten gedämmt, ohne Kontakt zu den angrenzenden Wänden.

Der DJ drinnen ist überall gut zu sehen und zu hören, auch von der Balustrade im ersten Stock; vor den rauen Betonwänden sind drei silbergraue Bars aufgebaut. Hinter einer schauen kleine Kinderköpfe aus Steinquadern in den Raum, auf dem Weg zu den Toiletten sind es kleine Tiere und Insekten, die mit großen Augen von der Wand starren, und über den Pissoirs blicken Hunderte Augenpaare von Fotos auf die Pinkelnden, mit Dioden gespenstisch erleuchtet. „Manche können ja nicht, wenn ihnen jemand zuschaut“, sagt Süß und freut sich ein bisschen.

Skurril soll es hier sein „und ein bisschen hinterfotzig“. So wie er selbst viel-

leicht? Nach außen einer, dem jeder Patient im Krankenhaus sofort vertraut, und in schwierigen Momenten aber auch jemand, der Stühle zerschlägt, um seine Ärger Luft zu machen. „Das war früher, heute setze ich meine Wut etwas kontrollierter ein.“

Der Unternehmer will das „Harry Klein“ jetzt größer machen, der Mietvertrag läuft zehn Jahre, mit Option auf weitere zehn. Und dann? Seine Söhne sind ein und vier Jahre alt, „aber ich habe keinen Plan“. Alles führe immer irgendwo hin, auch das habe er gelernt. Was er denn jetzt seinen Söhnen beibringt? „Ich denen? Viel wichtiger ist doch, was die mir beibringen. Nämlich immer neugierig zu bleiben.“

Ein Papa, der von seinen Kindern lernt. Ein Chef, der keiner sein will. Eher der erste Assistent im Team. Vielleicht passt „Harry Klein“ doch besser zu David Süß, als er es selbst glaubt.

Der Fußball-Kosmopolit

Robert Borsutzki hat seinen Garten mit den Fahnen aller WM-Teilnehmer geschmückt



Robert Borsutzki hat die Fahnen aller 36 Teilnehmer der Fußball-Weltmeisterschaft in seinem Garten auf die Wäscheleine gehängt. Foto: J.-Peter Hinz-Rosin

Von Christian Hufnagel

Purging – Nein, die deutsche Fahne wird vorerst an der Wäscheleine bleiben. Selbst wenn Joachim Löws Männer heute Abend das entscheidende Vorrundenspiel bei der Fußball-WM gegen Ghana vergehen sollten und heimfahren müssten. Auch dann erhält das schwarz-rot-goldene Glanzstück noch eine kleine Gnadefrist – von zwei Tagen. Das findet Robert Borsutzki irgendwie anständig. Kamerun, Nordkorea oder Honduras hätten ja sonst auch schon aus dem öffentlichen Blickfeld in dem kleinen Örtchen Purging verschwinden müssen. Aber bis zum Beginn des Achtelfinales lässt er die gesamte bunte Pracht draußen im Wind flattern. Erst nach Ende der Vorrunde am Freitag wird Borsutzki in den Garten gehen und die Nationalflaggen all jener Länder abnehmen, die die Vorrunde nicht überstanden haben. 16 werden das sein. Das ist sicher. Und genauso viele werden weiter dort hängen – „bis wieder einer ausscheidet“, erklärt der 43-Jährige das einfache (Schau-)Prinzip seiner weithin augenfälligen Aktion zur WM. Die Flaggen aller 32 Teilnehmer hat er zu Beginn der Fußballweltmeisterschaft

an einer Leine entlang des Zaunes rund um sein Haus befestigt. Es war keine spontane Idee, sondern eine, die beim deutschen Sommermärchen vor vier Jahren gereift war. „Ich habe das damals gesehen und mir gedacht: Wie toll ist das denn! Das muss ich beim nächsten Mal auch machen“, erzählt Borsutzki. Wie andere nur das Fähnchen seines Heimatlandes ins Fenster zu klemmen, war ihm zu wenig. Er gibt gewissermaßen den Kosmopoliten. Und fing im Februar an, in seinen Plan zu investieren. Im Internet fand er einen Versand und bestellte die Fahnen der Teilnehmerländer in einer durchaus stattlichen Größe: 90 Zentimeter breit, 150 lang. Das sei nicht gerade billig gewesen, betont er. Aber die 200 Euro waren ihm der Spaß wert. Und der kommt bei den Nachbarn in dem kleinen Dorf offenbar an: „Jeder im Ort findet es super.“

Wer sich derart öffentlichkeitswirksam als WM-Fan outet, muss eigentlich ein Fußballverrückter sein. Der Familienvater ist freilich keiner, der „jedes Wochenende Bundesliga schaut“. Hin und wieder verfolgt der gebürtige Darmstädter ein Spiel seines Lieblingsvereins Eintracht Frankfurt. Aber ins Stadion renne er deshalb noch lange nicht. Die Weltmeisterschaft ist hingegen seine Leidenschaft. Jedes Spiel verfolgt er live im Fernsehen. Ein Gerät hat der selbständige Friseur eigens für diese Zeit in seinem Laden in Berg am Laim aufgestellt. Auch aus Marketinggründen, damit sein Geschäft „in diesen Wochen nicht ganz so leer ist“.

Er selbst habe im übrigen nie Fußball gespielt, wie Borsutzki ein wenig weltmütig einräumt: „Mit meiner Bronchitis durfte ich das als Junge nicht.“ Seinem kleinen Sohn, gerade einmal zehn Monate alt, soll es da besser ergehen. Erzwingen könne man natürlich nichts, aber „vielleicht kann Luis einmal Fußball-Profi werden“.

Ein Wunsch, dessen Erfüllung wohl nicht näher ist wie die vom nächsten Fußballweltmeister. „Wenn Deutschland es packen würde, das wäre ein großer Traum“, hofft der Purfinger, dass die Mannschaft vor allem nach der Niederlage gegen Serbien „das Ruder noch herumreißen wird“. Seine Hoffnung nährt er aus der jahrzehntelangen Erfahrung, dass die Deutschen stets zu einer Turniersmannschaft geworden sind: „Nichts ist unmöglich“, sagt er, hält zugleich aber ein Scheitern eben doch für möglich: „Realistisch gesehen, kann man nicht mit Deutschland im Finale rechnen.“

Wird er wohl die schwarz-rot-goldene Fahne doch bald einrollen müssen. Die beiden letzten Nationalflaggen tragen seiner Voraussicht nach in jedem Fall andere Farben: ein Tuch in Hellblau-Weiß-Hellblau (Argentinien) und eines in Rot-Gelb-Rot (Spanien) sieht der WM-Experte am Tag des Endspiels noch im Garten seines Purfinger Anwesens – inzwischen recht einsam – wehen. Welche Fahne dann als erstes von ihm eingeholt werden muss, und welche sein Farbenspektakel beenden wird, darauf will sich Borsutzki nicht festlegen.

Szenario

Pro an Po

Bei der P1-Party vor dem Golf-Profiturnier geht's um Fußball

München – Die Golfparty kennt nur ein Thema: Fußball. Zwar ist auf den riesigen Leinwänden im P1 am Montagabend das Logo der Veranstaltung zu sehen und nicht die gerade gegen Honduras kickenden spanischen Fußballer, aber sonst ist überall der große Ball gefragt. Torwandschießen, Tischfußball, Bildschirme an den Bars. Sergio Garcia, spanischer Golfer und Nummer 37 der Weltrangliste, leidet mit, als Kicker David Villa den Put versemmt, spricht: den Elfmeter um Zentimeter am Tor vorbeischießt. „Fußball ist wichtiger als Golf“, sagt der 30-Jährige, „immer.“ Er kennt einige aus der spanischen Mannschaft, zum Beispiel Xabi Alonso oder Keeper Iker Casillas. An diesem Abend im P1 allerdings kennt er nur wenige, so wie viele hier.

Die Fotografen irren mit vagen Personenbeschreibungen über die Terrasse oder durch die Säle, „ich kenne ja die Golfer gar nicht“, sagt einer. Es gibt nur dezente Hinweise: Die richtig guten Spieler, die am Donnerstag in Eichenried bei

den BMW International Open abschlagen werden, trinken keine alkoholischen Getränke – und sie unterhalten sich auch nicht über Golf wie viele Hobby- und Prestigegolfer. „Ich habe neulich ein Turnier gewonnen, ohne einmal vorher auf der Driving Range gewesen zu sein“, sagt einer. Das würde wohl selbst Martin Kaymer, 25, nicht gelingen, auch einer der Profis, ein sogenannter Pro. Der Deutsche ist die Nummer zehn der Golfwelt und wie Garcia längst Multimillionär. Kaymer und Garcia schlängeln sich an den vielen dicht gedrängten, meist weiblichen Gästen vorbei – Pro an Po – zur Bar. „Hier kann ich wunderbar entspannen vor dem Turnier“, sagt Kaymer. Garcia diskutiert über den Sieg seiner Spanier – und über die Gemeinsamkeiten der beiden Sportarten. Kaymer sagt: „Du musst in der Lage sein, dich auf den Punkt zu konzentrieren. Die Fußballer 90 Minuten, und wir sogar fünf Stunden lang.“ Dafür haben die Pros nicht ganz so viele Ballkontakte. *Philipp Crone*



Entspannung vor dem Abschlag mit Fußballphilosophie – die Golfmillionäre Sergio Garcia (links) und Martin Kaymer in der P1-Bar. Foto: Stephan Rumpf